

4. Empirie – Methodologie und Methode

In diesem Kapitel werde ich im ersten Teil die methodischen Entscheidungen darlegen und die zugrunde gelegte Methodologie erläutern (Kap. 4.1). Vor diesem Hintergrund stelle ich das konkrete Vorgehen meines Projektes dar (Kap. 4.2) und gebe eine kurze Einordnung ins Forschungsfeld (Kap. 4.3). Dies dient als Hintergrund für die im nächsten Kapitel folgende Darstellung der Auswertung der Interviews.

4.1 Methodologische Reflexionen

Die vorliegende Arbeit ist eine qualitativ-empirische Studie. Um Wahrnehmungen und Amtsverständnisse von lgbtiq* lebenden Pfarrer_innen aus der Innenperspektive zu erfassen, eignen sich besonders Methoden der qualitativen Empirie.¹ Die Pfarrer_innen werden in dieser Arbeit als Expert_innen ihrer eigenen Lebensgeschichten, Erfahrungen und Positionen angehört. Auf diesem Wege können Amtsbilder und Selbstwahrnehmungen analysiert und strukturiert werden, zugleich kann die Sichtbarkeit der befragten Personen und ihres kontextuellen Wissens gefördert werden. Dieser Zugriff ermöglicht die Wahrnehmung positiver wie ambivalenter Sachverhalte und verhindert eine reine Defizitorientierung, die den realen Gegebenheiten und Lebensumständen nicht gerecht wird.² Um die Amtsverständnisse und Pfarrbilder der Befragten zu analysieren, wurden in dieser Studie nur die Pfarrer_innen selbst, nicht aber Gemeinden und Kolleg_innen

-
- 1 Im Gegensatz zu quantitativen Studien, die durch ihr Design möglichst viele Befragungen umsetzen müssen und daher weniger Raum für freie, eigenständige Aussagen der Befragten lassen, fokussieren sich Methoden der qualitativen Empirie auf die Darstellung seitens der Befragten.
 - 2 Bisher fokussieren zahlreiche Veröffentlichungen die Schwierigkeiten und die Ablehnung, denen lgbtiq* Pfarrer_innen begegnen. Diese Frageperspektive ist notwendig und relevant, sie kann aber mitunter den Eindruck erwecken, als lgbtiq* im Pfarramt zu leben, wäre immer und notwendig mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und kann so einen alltäglichen Umgang verbergen. Änderungen diesbezüglich werden vor allem dort sichtbar, wo lesbische und schwule Pfarrer_innen selbstverständlicher Teil eines qualitativen Samples in der Pastoraltheologie sind, wie in Hildenbrand 2016.

befragt. Letzteres wäre ebenfalls interessant und würde weitere Einblicke in die Strukturierung des Feldes ermöglichen, verfolgt aber eine andere Fragestellung.³ Zunächst erläutere ich nun die Kriterien für qualitative Forschung und daran folgend meine methodischen Entscheidungen.

4.1.1 Gütekriterien

Bei qualitativ erhobenen Daten wie Interviews, Protokollen und Gesprächsaufzeichnungen kann nicht von einer identisch reproduzierbaren Erhebung gesprochen werden, da sowohl Kontext als auch Personen den Text maßgeblich beeinflussen. Auch lässt die Spezifik des jeweiligen Forschungssettings, das nämlich immer einmalig ist, keine identische intersubjektive Überprüfbarkeit zu. Um Studien dennoch einordnen und bewerten zu können, wird in der qualitativen Sozialforschung von sogenannten Gütekriterien gesprochen. Diese beinhalten üblicherweise die Indikation des Forschungsprozesses, die Offenheit der Forschung, die intersubjektive Nachvollziehbarkeit, die empirische Verankerung der Theoriebildung, die transparente Darstellung der Limitationen der Studie sowie die Offenlegung von Widersprüchen.⁴ Im folgenden Kapitel wird dargelegt, wie diese Kriterien im Einzelnen zur Anwendung kommen.

Ines Steinke führt aus, auf welchen Wegen intersubjektive Nachvollziehbarkeit erreicht werden kann: Diese stütze sich hauptsächlich auf die Dokumentation des Forschungsprozesses, also unter anderem des Vorverständnisses der Forschenden, der Erhebungsmethoden und des Erhebungskontextes, der Transkriptionsregeln, der Auswertungsmethoden sowie der Informationsquellen und Interviewbelege. Auch Deutungen der Forschenden selbst sowie daraus entstehende Annahmen für das Sampling würden ausführlich dokumentiert und ermöglichen somit die Nachvollziehbarkeit.⁵ Eine weitere, diskursive Form, um Nachvollziehbarkeit herzustellen, ist die Arbeit mit Gruppen zur Interpretation der Daten; diese Methode wurde in dieser Arbeit durchgängig genutzt. So wurden Textentwürfe in interdisziplinär gemischten Gruppen ausgelegt und die Auslegungsentscheidungen überprüfend durchgesprochen.⁶ Die Anwendung kodifizierter Verfahren, wie das narrative Interview und die Grounded Theory Methodology, bietet dem informierten Publikum eine weitere Möglichkeit, den Prozess und die Ergebnisse der Untersuchung nachzuvollziehen.

3 Damit entspricht die Arbeit dem von Schendel festgestellten Trend, dass sich pastoraltheologische Arbeiten vorrangig der Binnenperspektive zuwenden. Jedoch fehlen bisher ausführliche Studien zur Innenperspektive von lgbtiq* Pfarrpersonen. Vgl. Schendel 2017b, 51.

4 Vgl. Steinke 2013. Die Indikation des Forschungsprozesses fragt nach der Angemessenheit der gewählten Methoden, der Samplingstrategien und der Transkriptionsregeln für das Forschungsinteresse. Dem Prinzip der Offenheit folgend wird sichergestellt, dass eine Irritation von Vorwissen ermöglicht wird und dass beispielsweise in den Interviews nicht suggestiv gearbeitet wird – oder dass etwaige Suggestivfragen gezielt eingesetzt und in der Auswertung als solche reflektiert werden.

5 Steinke 2013, 324–325.

6 Die eingesetzten Gruppen waren: eine Auswertungsgruppe von Promovierenden am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin; eine Auswertungsgruppe von Promotionsstipendiat_innen, die an einer empirischen Arbeit in verschiedenen Fachrichtungen schrieben; die praktisch-theologische Sozietät.

Bei der für diese Arbeit gewählten Methode der Datengenerierung – narrativen, problemzentrierten Interviews – und den Leitlinien der Grounded Theory Methodology handelt es sich nicht um Mittel, um für Objektivität – im Sinne einer identischen Reproduzierbarkeit – zu sorgen, sondern eine kontextgebundene, aber intersubjektiv nachvollziehbare, in den Daten verankerte und dadurch plausibilisierte Analyse zu gewährleisten.⁷ Steinke betont, meines Erachtens zu Recht, dass konstruktivistisch und poststrukturalistisch orientierte Forschung keineswegs ohne Kriterien arbeite – dass sie aber berücksichtige und sichtbar mache, dass jede wissenschaftliche Arbeit eine Produktionsleistung ist und ihr immer bereits getroffene Entscheidungen zugrunde liegen.⁸ Die methodischen Entscheidungen werde ich im Folgenden ausführen.

4.1.2 Narratives Interview

Die Erhebungsmethode des narrativen Interviews wurde gewählt, um den Eigenwahrnehmungen und Erfahrungen der Interviewten Raum zu geben und eine möglichst große Offenheit bezogen auf die Fragestellung zu gewährleisten. Dabei stehen die Darstellungen und Deutungen seitens der Befragten im Vordergrund. Dass diese dabei ihr situiertes Wissen einbringen, ermöglicht, unerwarteten Phänomenen zu begegnen, und schützt zugleich vor einer zu frühen Verengung der Aussagen durch die Vorannahmen der Forschenden. Das narrative Interview befördert einen von den Befragten selbstständig gelenkten Erzählfluss mit selbst gewählten Inhalten, was gerade bei sensiblen und mitunter belastenden Themen für die Gesprächsgestaltung von Vorteil ist. Zugleich erzwingt die Struktur der Erzählung aber auch eine Kohärenz in der Darstellung.⁹ Von den Befragten unbewusst gemiedene oder ungern angesprochene Themen kommen somit dennoch, aber in einer die Befragten nicht bloßstellenden und für sie kontrollierbaren Form zum Vorschein und können analysiert werden.

4.1.2.1 Pfarrpersonen als Gesprächspartner_innen

Auch in forschungspraktischer Hinsicht eignen sich Interviews für das vorliegende Projekt: Pfarrer_innen können in der Regel gut frei reden, das Format des Zweiergesprächs ist ihnen vertraut. Die Methode des narrativ-biografischen Interviews eignet sich zum einen gut, um Selbstwahrnehmungen und Identifizierungen zu erfassen. Außerdem kann sie potenzielle machtdynamische Prozesse im Forschungsprozess etwas verringern, da die Expertise ohne Zweifel bei den Erzählenden liegt: Die Untersuchten werden zum Subjekt der Forschung und bieten ihre Themen an. Auch wenn die Gesprächssitua-

7 In der heteronormativitätskritischen Forschung, die dieser Arbeit epistemologisch zugrunde liegt, wird eine sich objektiv darstellende Methode ebenfalls bereits auf methodologischer Ebene hinterfragt. So schreibt Klesse: »Die Annahme, es könne ›eine richtige‹ Methode zur Erforschung heteronormativer Machtverhältnisse geben, ist irrig und steht im Widerspruch zu einer relativistischen Tendenz im Kern poststrukturalistischer Theorie, die sich z.B. in solchen Konzepten wie dem des ›partiellen‹ oder ›situativen Wissens‹ manifestiert.« Klesse 2007, 39.

8 Steinke 2013, 322.

9 Vgl. meine folgenden Ausführungen zu Schützes Theorie der »Zugzwänge des Erzählens«: Kap. 4.1.2.3.

tion des langen Monologs eine künstliche ist, so ist das Erzählen erlebter Geschichten doch eine vertraute Situation.

Eine Schwierigkeit ergab sich allerdings daraus, dass viele Pfarrpersonen – und insbesondere solche, die im öffentlichen Interesse stehen – ihre Geschichten bereits häufig erzählt und zu Anekdoten verdichtet haben; teils sind sie gewissermaßen berufliche Erzähler_innen. So finden sich in den Interviews viele anekdotische Erzählungen, die nicht im Duktus der Spontanerzählung geäußert wurden. Dem galt es bereits während der Interviews entgegenzuwirken, indem ich die ausgelassenen und nicht bereits ausformulierten Geschichten zu erkennen versuchte und deren Erzählung anregte. Die Kenntnis dieser Besonderheit und das Wissen um die unter Umständen gesteigerte erzählerische Selbstkontrolle der Interviewten war auch in der Auswertung der Interviewpassagen bedeutsam.¹⁰

4.1.2.2 Methodenkombination: biografisch-problemorientierte Interviews

Da ein zentrales Interesse der Arbeit auf die Herstellung und das Verständnis von Identitätskonstruktionen gerichtet ist, liegt eine biografische Erhebung nahe. In der biografischen Narration können die Art der Kohärenzbildung sowie Strategien der Produktion der eigenen Identität und des eigenen Amtsverständnisses erhoben werden. Zugleich spiegeln sich in den Schilderungen die gesellschaftlichen und theoretischen Themen und Diskurse, die die Interviewten als relevant erachten, sowie deren Alltags- und Lebensrealitäten. Dies zeigt sich etwa in der Abgrenzung gegenüber bestimmten Erzählungen oder Annahmen, die die Befragten selbst in das Interview mitbringen, ohne dass sie von mir vorher thematisiert wurden.

Um narrativ-episodisches Wissen nicht mit semantischem Wissen zu überlagern, aber theoretischem Wissen zugleich nachgehen zu können, wurde die Interviewmethode des rein narrativen Interviews mit der des leitfadenorientierten oder problemzentrierten Interviews erweitert.¹¹ Anstatt eine allgemeine biografische Erzählung anzuleiten, wird die Narration bereits zu Beginn durch die Fragestellung mit einem Fokus versehen, in diesem Fall der Berufsbiografie. Letztlich führte auch die berufsbiografische Erzählung häufig bis in die Kindheit zurück.¹²

Im Sinne des problemzentrierten Interviews nach Witzel legt der Einstieg ins Gespräch den sogenannten »Problembereich« fest. Die Geschlechtsidentität und die sexuelle Orientierung erwähnte ich in der erzählgenerierenden Frage deshalb bewusst nur im Hintergrund. Mit diesem Vorgehen wollte ich in Erfahrung bringen, welche Relevanz die Befragten selbst diesen Themen in Bezug auf ihren Pfarrberuf einräumen. Allerdings wussten die Interviewten bereits durch die Kontaktaufnahme und die einleitenden Worte meinerseits um das Thema dieser Arbeit; mutmaßlich auch deshalb wurde das The-

10 Vgl. zu den Besonderheiten von Interviews mit besonders eloquenten Personen Küsters 2009, 32.

11 Das problemzentrierte Interview nach Witzel zeichnet sich durch Problemzentrierung, Gegenstandsorientierung und Prozessorientierung aus, die sich in der Wahl des narrativen Stimulus und der Nachfragen ausdrücken. Zur Unterscheidung von narrativ-episodischem Wissen, das Schilderungen von Situationen beinhaltet, und semantischem Wissen als Konkretion mittels Begriffen und argumentativer Einbettung vgl. Flick 2014, 239–240.

12 Ähnliches findet sich auch in anderen Studien zu religiös geprägten Berufen, zum Beispiel Karl 2015.

ma LGBTIQ* grundsätzlich in die Erzählung mit eingebaut. Exemplarisch lässt sich dies anhand des folgenden Interviewauszugs nachvollziehen; der Pfarrer hatte bereits 14 Minuten lang von seinem Berufsweg erzählt, dann kam er auf das Thema Schwulsein zu sprechen:

Das dann alles mit, was Sie ja nun auch interessiert mit meinem schwulen Coming-out und meiner persönlichen Lebensgeschichte zu verbinden, das ergab sich dann, während der Lernphase fürs erste Examen [...].¹³

Vor Aufnahme der Interviews wurde der sogenannte Narrationsstimulus erarbeitet. Bis auf eine einzige begriffliche Änderung blieb die Anfangssequenz stets gleich. Den anfänglichen Begriff des »Pfarramts« im Erzählstimulus ersetzte ich im Laufe der Erhebung durch »Pfarrberuf« oder »Beruf der Pfarrerin«, um Unterschiede herausarbeiten zu können und eine einseitige begriffliche Prägung zu vermeiden. Generell wurde die Bitte, zu erzählen, sehr offen formuliert, um sowohl ein breites Themenspektrum – nach Relevanzsetzung der Befragten – als auch Tiefgründigkeit zu ermöglichen. Der Erzählstimulus – einschließlich einer narrativen Hinleitung – orientierte sich an den Vorschlägen von Schütze sowie Przyborski und Wohlrab-Sahr, insbesondere zur Benennung der gesonderten Gesprächssituation.¹⁴ Er lautete:

»Ich unterbreche Sie jetzt auch nicht, weil ich an Ihren Erfahrungszusammenhängen interessiert bin. Nehmen Sie sich ruhig Zeit. Ich werde mir hin und wieder vielleicht ein Stichwort aufschreiben, um Fragen, die mir aufkommen, im Nachhinein dann noch mal aufzugreifen, ob ich Sie richtig verstanden habe. Es gibt ja in ganz unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Vorstellungen vom Pfarrberuf, aber auch von der Person der Pfarrerin und des Pfarrers, und es gibt ganz unterschiedliche Zugänge, individuelle Berufsvorstellungen. Ich interessiere mich nun für die Zusammenhänge zwischen Pfarramt und Geschlecht und sexueller Orientierung. Vor diesem Hintergrund möchte ich Sie bitten, Ihren Weg ins Pfarramt zu erzählen. Und zwar wirklich die Geschichte, fangen Sie da an, wo es für Sie anfängt, erzählen Sie alles, was für Sie dazu gehört.«

Der Erzählstimulus des Wegs in den Pfarrberuf wurde gewählt, um einerseits mittels des Bildes des Wegs eine biografische Erzählung und keine argumentative Abhandlung anzuregen, andererseits fokussiert dem Pfarrbild nahezukommen. Da meine Forschungsfrage nach den Zusammenhängen von Amtsverständnis und Selbstwahrnehmung fragt, ermöglichte der Zugang über eine fokussiert biografische Erzählung, dass diese Zusammenhänge von den Befragten durch Schilderungen ihres Erlebens und ihrer Wahrnehmung erzählt werden, ohne sie auch kausal deuten zu müssen.

4.1.2.3 Zugzwänge des Erzählens

Der Datenerhebung liegt die Theorie des Erzählens von Fritz Schütze zugrunde; ihm zufolge unterliegt eine spontane Erzählung über etwas Erlebtes – eine Stegreiferzählung –

¹³ T4, 6(20–22).

¹⁴ Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 69.

bestimmten »Zugzwängen des Erzählens«.¹⁵ Diese Zugzwänge teilt Schütze auf in den Gestaltschließungszwang, den Detaillierungszwang und den Kondensierungszwang.¹⁶

Biografische Schilderungen engen die Erzählung auf für die Befragten relevante Ereignisse ein, sie unterliegen damit einem Kondensierungszwang; dabei ist die narrative Ordnung des Textes aufschlussreich für dessen Auslegung. Subjektive Fakten werden mittels Kausalverbindungen präsentiert; dargelegt wird nicht die Argumentation einer Haltung, sondern wie die Person zu dieser Haltung gelangte oder, präziser, wie sie sich rückblickend das Erlangen dieser Haltung erklärt. Biografische Erzählungen enthalten Narrationen und Berichte, aber auch Bewertungen und Bilanzierungen, da diese im rückblickenden Charakter solcher Narrationen angelegt sind. Als Vergewisserung und für die Konstruktion der eigenen Geschichte zum gegebenen Zeitpunkt wird Identität narrativ konstruiert.¹⁷ Eine Erzählung ist nicht nur als Zustands- oder Verlaufsbeschreibung, sondern als aktiver Rekonstruktionsprozess zu verstehen.

Neben einer Haupterzählung kommen verdichtende Hintergrunderzählungen zum Vorschein. Die Erzählung gliedert sich in anekdotische Erzählteile, Beschreibungen und Argumentationen. Dieses Erzählphänomen, dass Erlebnisse im Nachhinein deutend zusammengefasst werden, nennt Schütze Gestalterschließungszwang.¹⁸

In einer lebensgeschichtlichen Erzählung werden sachliche und emotionale Zusammenhänge verknüpft und somit ein vielschichtiges Bild geliefert. Zugleich verschafft die Asymmetrie der Forschungssituation den Forschenden weitere Einblicke. Denn aus der Tatsache, dass die Zuhörenden die durch die Interviewten geschilderten Situationen nicht kennen, ergibt sich ein Explikationszwang, Schütze spricht vom Detaillierungszwang. Um diesen Detaillierungszwang beizubehalten und nutzen zu können, war es wichtig, dass mir die Interviewteilnehmer_innen vorher nicht bekannt waren, dass nicht etwa freundschaftliche Beziehungen vor dem Interview bestanden.¹⁹

»Erzählen lassen sich nur Prozesse, nicht Zustände, Haltungen, Ansichten, Theorien.«²⁰ Dementsprechend wurde in den Interviews nach Prozessen gefragt und wurden Erzählungen angeregt;²¹ Fragen, die auf Fakten- und Theoriewissen zielten, wurden hintenangestellt. Dieses Vorgehen, nämlich exmanente und immanente Fragen zu trennen, beeinflusst die Gesprächssituation erheblich und verhindert ein natürliches Gespräch im

15 Schütze 1976. Eine gute Zusammenfassung der Basisregeln der Kommunikation nach Schütze sowie deren Einbettung in das Erhebungsverfahren des narrativen Interviews findet sich bei Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 79–88.

16 Schütze 1976, 182–185.

17 Vgl. Helfferich 2011, 34.

18 In der Auswertung wurde jenen Stellen, die auf Hintergrunderzählungen hinweisen, besondere Beachtung geschenkt. Solche Hinweissätze können zum Beispiel lauten: »Da muss ich jetzt noch einmal ausholen, damit Sie das verstehen.« Oder: »Das ist mir nie so klar gewesen, aber jetzt, wo ich es erzähle«.

19 Dieses Vorgehen ist nicht zwingend, und es gibt auch gute Gründe, in einem vertrauten Umfeld zu forschen. Für die vorliegende Arbeit war es aber möglich und bot sich an.

20 Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 82; ebenso Küsters 2009, 30.

21 Erzählgenerierende Nachfragen unterscheiden sich von Fragen nach einer Deutung unter anderem durch die Wortwahl. Statt zu fragen »Warum haben Sie das damals nicht ihrer Mutter erzählt?« wird gefragt: »Können Sie das noch einmal genauer erzählen, wie das damals war, mit Ihrer Mutter, als Sie ihr das nicht erzählt haben?«

Sinne eines Dialogs; es ist jedoch nötig, damit narrativ-episodisches Wissen nicht durch die Darlegung von Theorien überlagert wird.²² Eine während der Auswertung bewusst zu haltende Besonderheit stellte die Darstellung von Inhalten dar, die sich für die Befragten gefährlich anfühlen; diese werden oft nicht in Form einer klassischen Narration erzählt, sondern trocken abgehandelt. Die faktische Darstellung ermöglicht der erzählenden Person eine innere Distanz zum geschilderten Zusammenhang.

Sofern zum Ende eines Interviews hin Themen des Leitfadens offenblieben, wurden diese mittels exmanenten, sich also nicht auf die Erzählung beziehenden Nachfragen schließlich angesprochen. Auch diese wurden vorerst erzählgenerierend formuliert. Im gesamten Interviewprozess standen die Befragten und ihre Schilderungen im Vordergrund; zugunsten weiterer Erzählungen und Einfügungen der Interviewten wurde daher häufig auf ein genaues Nachfragen entlang des Leitfadens verzichtet. Zudem wurde darauf vertraut, dass immanente Nachfragen in der Regel mehr Erkenntnisse mit sich bringen als exmanente und die Selbstthematisierung durch die Befragten grundsätzlich vorzuziehen ist.²³ In der Auswertung zeigte sich später, dass ohnehin alle Themen des Leitfadens in den Erzählungen angesprochen worden waren.

4.1.2.4 Der Leitfaden

Die im Leitfaden benannten Themen wurden schrittweise ausgeweitet. Dem letzten Interview lag folgender Leitfaden zugrunde:

- Pfarramt
 - Sequenzen aus dem Pfarrberuf, Rollenverständnis
Berufsbeginn; Vikariat; Studium
 - Privat/Beruf
 - Einfluss des Berufs auf Partnerschaft
- Geschlecht/Sexualität
 - Bewusstwerdung – Zeitpunkt
 - Einfluss Geschlecht/sexuelle Orientierung auf Berufswahl und beruflichen Alltag
- Gemeinde, Ekklesiologie
 - Erleben in der Gemeinde
 - Rollenerwartung: Selbstanspruch/Erwartungshaltungen
 - Umgang und Regelungen zu Homosexualität/Trans*/Inter* in der EKD – Erfahrungen/Empfindungen/Haltung
- LGBTIQ*-Community – nur wenn es in der Narration vorkam
- Rückbezug auf Relevanzen der Befragten

4.1.2.5 Bedeutung der Erzähltheorie für die Auswertung

Im Hinblick auf die Analyse der Interviews ist festzuhalten, dass bereits der Akt der Erzählung einer Erfahrung als solcher das vergangene und gegenwärtige Leben prägt, verändert und deutet. Ich betrachte in der Auswertung diesen narrativen, stets kontin-

22 Zu exmanenten und immanenten Nachfragen vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 70–71.

23 Vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 71.

genten Konstruktionsprozess, strebe also keine Rekonstruktion des Erlebten an.²⁴ Dies ist insbesondere im Hinblick auf Identitätskonstruktionen und religiöse Deutungen bedeutsam.²⁵

Des Weiteren enthält eine erzählende Rekonstruktion (die teilbiografische Erzählung im vorliegenden Fall) implizite subjektive Theorien, ebenso werden Diskurse der Umgebungskultur übernommen.²⁶ Viele Gedanken und Äußerungen, gerade im Bereich nicht-normativen/nicht-heteronormativen Verhaltens, werden durch die dominante Kultur verändert und deshalb zum Teil auch zurückgehalten.²⁷

Angesichts der spezifischen Dynamik eines narrativen Interviews im Zweiergespräch zeichnete ich meine eigenen Gefühle und Gedanken während und nach dem Interview in Form von Protokollen auf, um etwaige Re-Projektionen und Dynamiken während des Interviews auch nach der Erhebung zugänglich zu haben und in der Auswertung berücksichtigen zu können.

4.1.3 Grounded Theory Methodology

Um die Daten zu erschließen und die Fragestellung anhand der Daten zu erkunden, wurde die Methodologie der Grounded Theory zugrunde gelegt.²⁸ Bei der Öffnung des Materials und der Vertiefung der Theorie diente die bereits erwähnte Erzähltheorie Schützes als theoretischer Hintergrund.

4.1.3.1 Grounded Theory Methodology als Forschungshaltung

Das Feld lgbtiq* Pfarrer_innen in der EKD ist im Hinblick auf deren Amtsvorstellungen noch weitgehend unerforscht und es liegen keine Theorien dazu vor.²⁹ Deshalb eignet

24 »Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen verweisen also sowohl auf das heutige Leben mit dieser Vergangenheit als auch auf das damalige Erleben.« Rosenthal 2002, 137, zitiert nach Küsters 2009, 35.

25 Der Fokus auf die Kontingenz der Narration gilt allgemein, tritt aber insbesondere bei religiösen Deutungsmustern hervor. Katharina Karl fasst diese Besonderheit religiöser Biografien sehr treffend zusammen: »So bedarf auch die methodische Betrachtung religiöser und kirchlicher Biografien des Bewusstseins für die Unverfügbarkeit, das Geheimnis der göttlichen Wege im menschlichen Leben, und für die Kontingenz menschlicher Verstehensprozesse, sowohl bezüglich der Probanden, die deutlich von ihren Lebenswegen berichten, als auch bezüglich der Auswertung ihrer Geschichten.« Karl 2015, 19.

26 Die Diskursanalyse befasst sich in der Auslegung einzig mit diesen der Erzählung zugrundeliegenden Diskursen – doch auch mit der Grounded Theory Methodology lassen sich derartige Hintergrundannahmen kontrastiv aufdecken.

27 Vgl. Söderblom 2002, 40.

28 Die zugrundeliegenden Daten bei einer Analyse mittels Grounded Theory können Interviews sein, aber ebenso Beobachtungen, Videos, Feldnotizen, Zeitungsartikel und jegliche Texte im weitesten und im übertragenen Sinne. Dabei ist die Qualität der Daten entscheidend, nicht ihre Menge. Vgl. Helfferich 2011.

29 Bisher liegt keine empirische Arbeit vor, die explizit auf die Überschneidungen von Pfarrberuf, Selbstidentifizierung und nicht-heterosexuellen Lebensentwürfen eingeht.

es sich für eine datenbasierte Theoriegenerierung, eine *Grounded Theory*.³⁰ Die Hauptergebnisse aus einer Analyse mittels *Grounded Theory Methodology* (im Folgenden abgekürzt mit *GTM*) bestehen meist in der Strukturierung und Kategorisierung des Forschungsgegenstandes, die zu einer gegenstandsverhafteten Theorie über jenen führen.³¹

Die für die *GTM* typische tiefe Auseinandersetzung mit den Daten und das zirkuläre Zurückkehren zu diesen führen zu Einsichten, die das Feld den Forschenden offeriert – anstelle einer Überprüfung von im Vorhinein getroffenen Hypothesen. Was bei der Erkundung mittels *GTM* ebenfalls nicht geschieht, ist eine erschöpfende Darstellung des Feldes sowie der darin vorfindlichen Deutungen und Strukturen. Anselm Strauss, der die *GTM* gemeinsam mit Barney Glaser einführte, spricht von der *GTM* nicht als einem schrittweise abzuarbeitenden Vorgehen, sondern einem bestimmten hermeneutischen Stil.³²

Die auf Glaser und Strauss zurückgehende und von vielen Forscher_innen weiter ausgebaut Methode dieser in den Daten verankerten deduktiven Theoriebildung gründet auf einem sehr offenen Verständnis menschlichen Handelns.³³ Die zugrundeliegende Theorie des symbolischen Interaktionismus nimmt an, dass Menschen symbolisierend, aus ihren Erfahrungen handelnd, Sinn herstellen – dies entspricht den Vorstellungen vom Subjekt als handelndem Individuum sowie von Sprache und narrativer Identitätsformung, auf denen diese Arbeit beruht.³⁴ Ich folge daher der Theorie des symbolischen Interaktionismus in der Annahme, dass Menschen in Narrationen Kohärenzen

30 Da mit *Grounded Theory* das Resultat der Analyse, also die in den Daten grundierte Theorie, aber nicht die Methode benannt wird, spreche ich bei der Beschreibung der Methode von der *Grounded Theory Methodology*. Vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 193.

31 Was diese Herangehensweise daher nicht bietet, ist eine gründliche Analyse latenter Sinnstrukturen und Diskurse. Durch ihren Fokus darauf, allgemeinere Strukturen herauszuarbeiten, werden mitunter Phänomene in den Interviews und Erzählungen vernachlässigt. Wenn zum Beispiel Handlungsstrategien in den Blick genommen werden, erhalten zwar auch Motivationen Raum, werden aber nicht ins Zentrum gerückt; die Diskurse und persönlichen Verfasstheiten, die die Motivationen prägen, werden nur in geringem Maße erfasst.

32 »Methodologisch gesehen ist die Analyse qualitativer Daten nach der *Grounded Theory* auf die Entwicklung einer Theorie gerichtet, ohne an spezielle Datentypen, Forschungsrichtungen oder theoretische Interessen gebunden zu sein. In diesem Sinne ist die *Grounded Theory* keine spezifische Methode oder Technik. Sie ist vielmehr als ein Stil zu verstehen, nach dem man Daten qualitativ analysiert und der auf eine Reihe von charakteristischen Merkmalen hinweist: Hierzu gehören u.a. das *Theoretical Sampling* und gewisse methodologische Leitlinien, wie etwa das kontinuierliche Vergleichen und die Anwendung eines Kodierparadigmas, um die Entwicklung und Verdichtung von Konzepten sicherzustellen.« Strauss 2004, 433–434.

33 Dies ist ein Vorteil der gewählten Methode gegenüber der objektiven Hermeneutik, die in der empirischen Theologie häufig Anwendung findet. Die objektive Hermeneutik vertraut darauf, dass in der Auswertungsgruppe zumindest ansatzweise die möglichen Deutungsversionen abgedeckt werden. Ausgehend von einem Subjektverständnis, das sich an queeren Theorien orientiert, ist aber davon auszugehen, dass das Verstehen und Deuten des redenden Subjekts durch Dynamiken der Intelligibilität und der Sprachräume begrenzt ist. Auch mit der *GTM* können nicht-intelligible Identifizierungen nicht analysiert werden, es wird aber auch kein Anspruch auf eine derartig aufdeckende Hermeneutik erhoben.

34 Zur handlungstheoretischen Grundlage der *GTM* und der prozesshaften Perspektive auf Phänomene vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 198–199. »Rather, actors are seen as having, though not always utilizing, the means of controlling their destinies by their responses to

bilden und dadurch chronologische, logische, thematische und soziale Verknüpfungen ziehen. Die Forschungshaltung der GTM ermöglicht, diesen Verknüpfungen offen und gegenstandsbezogen nachzugehen, sie zu kategorisieren und in Bezug zueinander zu setzen. Dabei geht sie subjektiven Theoriebildungen nach: Indem sie Phänomene und deren Eigenschaften und Dimensionen herausarbeitet (offenes Codieren), diese zueinander in Beziehung setzt und mittels eines paradigmatischen Schemas (axiales Codieren) letztlich zu einer Theorie zusammenfügt (selektives Codieren), erhält sie ihre Inhalte deduktiv aus den Daten.³⁵

Mit der GTM können Prozesse und interaktives Handeln bezogen auf sämtliche Gegenstände untersucht werden.³⁶ Przyborski und Wohlrab-Sahr verdichten die Grundprinzipien der GTM auf fünf Prinzipien, die alle im Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit vorkommen: das theoretische Sampling, das theorieorientierte Codieren, die Orientierung am permanenten Vergleich, das den gesamten Prozess begleitende Schreiben theoretischer Memos sowie die nicht linear verlaufende, sich über den gesamten Forschungsprozess erstreckende Relationierung von Erhebung, Codierung und Memo-schreiben.³⁷

Das Herausarbeiten und Benennen übergeordneter Phänomene und Strukturen ist in den Daten verankert und überprüfbar, die Benennung selbst unterliegt jedoch auch der Kreativität der Forschenden.³⁸ Glaser und Strauss bzw. im Anschluss Corbin und Strauss haben ein Verfahren entwickelt, mit dem sowohl die sogenannte theoretische Offenheit und Sensibilität geschult wird – indem stets Fragen gestellt und Vergleiche herangezogen werden – als auch die einzelnen Codierschritte systematisiert stattfinden.³⁹ In der vorliegenden Arbeit fand das von Juliet Corbin und Anselm Strauss beschriebene Codierverfahren Anwendung.⁴⁰

4.1.3.2 Die zirkuläre Forschungsbewegung

Die Theoriebildung geschieht in einer zirkulären Bewegung. Der Eintritt ins Feld geschieht mit einem weiten Vorverständnis und (ergebnis-)offen; im Falle meines Forschungsprojektes lautete das Vorverständnis wie folgt: Das klassische Problemfeld Person und Amt tritt bei lgbtiq* Pfarrer_innen vermutlich besonders in Erscheinung. Das erhobene erste Interview wird nun transkribiert und offen codiert. Durch den ersten Codierungsschritt ergeben sich bereits Phänomenbeschreibungen und Dimensionsbildungen. An den Text des transkribierten Interviews werden fortgehend Fragen gestellt,

conditions. They are able to make choices according to perceived options.« Corbin und Strauss 1990, 419.

35 Zur Problematik der Benennung »deduktiv« oder »induktiv« bei Glaser und Strauss vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 196–198.

36 Vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 195.

37 Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 199–200.

38 Corbin zur wissenschaftlichen Kreativität: »Die Kreativität liegt in der Fähigkeit der Forschenden, Datenmaterial zu benennen oder ihm konzeptuelle Etiketten zu geben, und dann die entstehenden Konzepte in innovative und plausible Erklärungen lebendiger Erfahrung zu integrieren.« Corbin 2006, 71.

39 Vgl. Strauss und Corbin 2010, 43–165.

40 Strauss und Corbin 2010, 43–165.

um die jeweiligen Phänomene zu umreißen. Wenn sich abzeichnet, welche Fragen der Text aufwirft, wird das Sampling darum ergänzt und der Vorgang wiederholt. Sobald erste Kategorien erstellt wurden, werden diese schrittweise präzisiert. Kategorien sind typisch für die Auswertung mit GTM: Aus den anfänglichen Beobachtungen im offenen Codieren werden Kategorien geformt, die nicht nur Phänomene benennen und Konzepte bündeln, sondern bereits als ein erstes Ergebnis der Interpretation zu verstehen sind. Dabei beinhalten Kategorien im Sinne der GTM nach Strauss und Corbin: Eigenschaften (und deren Dimensionen) sowie Bedingungen, die zum jeweiligen Phänomen führen, außerdem Handlungen und Interaktionen, in denen das Phänomen hervortritt, und die Konsequenzen aus diesen Handlungen.⁴¹ Bei der Ausdifferenzierung der Kategorien im Laufe der Analyse und der Anwendung der paradigmatischen Schemata muss jeweils erneut die gesamte Datenlage eingesehen und bei unklaren oder offenen Stellen neue Daten eingeholt werden. Es ergibt sich ein zirkulärer Prozess, der endet, wenn keine neuen Fragen auftreten, die sogenannte Sättigung erreicht ist; die bereits erhobenen Interviews werden wiederholt neu codiert und neuen Sichtungen unterzogen; zugleich werden neue Interviews geführt. Über einen längeren Zeitraum entwickelt sich so eine starke Nähe der Auslegenden zu den Daten, was die Gegenstandsverhaftung der Theorie maßgeblich prägt.

Da sich die vorliegende Studie ausschließlich mit dem Pfarramt beschäftigt und somit »in einem bestimmten situationalen Kontext angesiedelt« ist, handelt es sich um eine bereichsbezogene Theorie.⁴²

4.1.3.3 Die Forschungsfrage

Es gilt, die grundlegenden Fragen, die den Einstieg in die Forschung strukturieren, sehr offen zu halten, um die Beobachtungen nicht bereits zu Beginn zu begrenzen. Die dieser Arbeit zugrundeliegende offene Forschungsfrage – die durch das zirkuläre Verfahren der GTM zugespitzt wurde – lautete zu Beginn: Gibt es Zusammenhänge zwischen sexueller Orientierung, Geschlecht und Amtsverständnis in den biografischen Erzählungen von lgbtiq* Pfarrer_innen in der EKD – und, wenn ja, wie gestalten sie sich?

4.1.4 Die Rolle der Forschenden im Prozess qualitativer Empirie

Wie ausgeführt, sah das Forschungsdesign dieser Arbeit Offenheit sowohl bei der Datengenerierung als auch bei der Auslegung vor, während die methodisch-analytische Verankerung die Qualität der Aussagen sicherstellte. Gleichzeitig ist jede wissenschaftliche Studie geprägt von Epistemologien und Vorwissen. Mitunter betrifft das Vorwissen bei empirischen Arbeiten nicht nur theoretisches Wissen, sondern auch Erfahrungswissen der Forschenden. Mit Notizen, Forschungstagebüchern sowie Techniken zur Erhöhung der theoretischen Sensibilität kann dieses Wissen genutzt werden; durch eine stete

41 Strauss und Corbin 2010, 78–93. Insbesondere den ursächlichen Bedingungen kommt dabei eine wichtige Rolle in der Interpretation zu.

42 Die Trennung von bereichsbezogener und formaler Theorie geschieht nach Strauss und Corbin 2010, 146.

Reflexion kann zugleich verhindert werden, dass es sich unbewusst in die Analyse einschreibt.⁴³

Vor diesem Hintergrund reflektiere ich nun meine Position im Feld. Meine Anwesenheit als Forscherin im Feld war im vorliegenden Fall, der ethnologischen Forschung ähnlich, keine Störung, sondern eine Bedingung der Studie.⁴⁴ Ich war als Forscherin während des gesamten Forschungsprozesses und in mehrfacher Hinsicht involviert: Ich war nicht nur diejenige, die auswertete, sondern auch die, zu der gesprochen wurde und die die Daten erhob. Bei all diesen Schritten war meine eigene Persönlichkeit Teil des Forschungsprozesses – und wurde für diesen genutzt. Im konkreten Fall war es für die Ausführung des Forschungsprojektes bedeutsam, dass ich evangelische Theologin bin und in lesbischen und queeren Beziehungen lebe.⁴⁵ Einige fragten mich ganz konkret im ersten Telefonat oder zu Interviewbeginn nach meiner sexuellen Orientierung und meinen Beziehungen; meinerseits dazu Auskunft zu geben, war bereits im ersten Kontakt eine Möglichkeit, Vertrauen und Nähe zu schaffen. Personen aus dem LGBTIQ*-Spektrum sind häufig immer noch einem exotisierenden Forschungsblick ausgesetzt. Bei einer Forscherin, die Teil der eigenen Minderheit ist, vermuten viele diesen Blick nicht oder zumindest in verringertem Ausmaß und gehen davon aus, dass die Forschungsinteressen sie nicht auf eine scheinbare »Außergewöhnlichkeit«, auf ein »Anderssein« reduziert.⁴⁶ Möglicherweise nahmen die Interviewten auch an, dass ich manche Situationen besser verstehe – sowohl durch meine Erfahrungen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen und queeren Subkulturen als auch durch meine Bindung zu Kirche und Theologie. Diese Annahme ist zwar eine künstliche – so sind mir beispielsweise die täglichen Herausforderungen eines transmännlichen schwulen Pfarrers nicht aus meinem persönlichen Erleben vertraut; sie ist aber zugleich nachvollziehbar, da mir meine eigenen Lebenserfahrungen als Teil einer marginalisierten Gruppe einen Wissensschatz zur Verfügung stellen und somit meine Wahrnehmung beeinflussen. Die Befragten gehen somit nicht zu Unrecht davon aus, dass mein Bewusstsein für etwaige Verletzungsgefahren aufseiten der Interviewpartner_innen durch dieses Erfahrungswissen potenziell deutlich geschärft ist.⁴⁷

43 Vgl. das gleichnamige Kapitel »Techniken zum Erhöhen der theoretischen Sensibilität«: Strauss und Corbin 2010, 56–74.

44 In qualitativen Studien kann die Forscherin selbst, da sie häufig auch Teil der Erhebung ist und ihre Gefühle und Gedanken bezüglich des Gesagten reflektiert, als ein weiteres Feld der Forschung verstanden werden. Breuer erweiterte daher die GTM um das Konzept der Reflexive Grounded Theory (RGT), bei der die Person des der Forschenden intensiven Anteil an der Theoriebildung hat. Vgl. Breuer 2009. Die Reflexion der Forschungsinteraktion umfasst im Falle dieser Studie zum Beispiel, dass ich meine Persönlichkeit und Theologie möglichst aus dem Interview während der freien Erzählung herauszuhalten versucht habe, um Annahmen und Konzepte der Interviewten nicht zu stören.

45 Söderblom macht auf dieses angenommene Wissen und den Zusammenhang mit der Vertrauensbildung aufmerksam. Sie spricht von einem strategischen Outing, bei dem sich die Forscherin gezielt positioniert und outet. Vgl. Söderblom 2002, 39.

46 Zu den Schwierigkeiten im Prozess des Forschens mit queer identifizierten Personen und dem Gefühl des Übererforscht-Seins vgl. Levy und Johnson 2012, 136–137.

47 Möglicherweise kann eine Forscherin, die selbst queer verortet ist, manche Themen zwar tatsächlich dank ihres Erfahrungswissen anders verstehen als eine cis-heterosexuelle Forscherin. Dieses

Meine persönliche Verortung hatte demnach konkrete Folgen für die Studie. Auf der einen Seite ermöglichte die Annahme eines gemeinsamen Vorwissens, dass wir uns in den Interviews anderen Themen zuwenden konnten und die Interviewten Grundlagen und Begriffe nicht erklären mussten. Auf der anderen Seite fehlt dadurch aber auch manch detaillierte Beschreibung, die die Interviewten einer heterosexuellen nicht theologischen Forscherin, die mit dem Feld nicht vertraut ist, unter Umständen geliefert hätten, in der Annahme, ihr müssten bestimmte Kontexte und Empfindungen zunächst erklärt werden.

Die Forscherin als Interpretin und Produzentin von Wissen ist also unabdingbarer Bestandteil des gesamten Forschungsprozesses, nicht erst der Auswertung, sondern bereits des Methodendesigns.⁴⁸ Es geht bei der Benennung dieser Tatsache nicht um eine Relativierung von Wissen, sondern um eine Positionierung mit dem Ziel, die Forschungsergebnisse transparenter darzustellen und strukturelle Machtverhältnisse während des Forschungsprozesses, ebenso in seiner Darstellung, sichtbar zu halten.⁴⁹ Da Studien zu und mit Menschen, die Minderheiten angehören, auch forschungsethische Implikationen haben, dient die Reflexion des Vorwissens auch der machtanalytischen Betrachtung der Interviewsituationen während des Auswertungsprozesses.⁵⁰

Wissen bildet jedoch eher eine hilfreiche Basis für das entgegengebrachte Vertrauen denn eine Notwendigkeit für die Analyse, zumal eine nicht-heterosexuelle Verortung nicht umgehend zur Reflexion der Kontexte führt. So weiß die lesbische Forscherin zwar vielleicht um das Gefühl, sich immer wieder neu outen zu müssen und immer wieder mit Heteronormativität konfrontiert zu sein – sie besitzt einen Wissensvorsprung –, doch ihre Outing-Erfahrungen können extrem von jenen der Befragten abweichen, insbesondere in intersektionaler Perspektive. Zugleich mag beispielsweise eine heterosexuelle Forscherin, die eine schwere, aber nicht auf ersten Blick sichtbare Erkrankung hat, auch auf ihre Weise das Gefühl des Bloßgestellt-Werdens und Sich-erklären-Müssens kennen. Diese beiden Outings – als lesbisch oder als chronisch krank – sind strukturell verschieden, und dennoch verbindet sich hier situiertes Wissen. Solche Bezüge werden in einer rein identitätspolitisch, nicht intersektional angelegten Epistemologie ausgeblendet.

48 Vgl. Strauss 2004, 435.

49 »Allein aus der Zugrundelegung konstruktivistischer Annahmen ist ein Verzicht auf Kriterien nicht zwingend. Vielmehr stehen auch postmodern und konstruktivistisch geprägte Sozialforscher vor dem Problem, andere vom Wert und der Qualität ihrer Untersuchungen und Ergebnisse zu überzeugen. Auch die Tendenz, qualitative Forschung zunehmend als Kunstlehre oder ›Forschungsstil‹ (Strauss 1987, 1995) und weniger als formalisierbare Vorgehensweise aufzufassen, entbindet nicht von der Anwendung der Bewertungskriterien. Diese sollten vielmehr solchen Entwicklungen in der qualitativen Forschung gerecht werden. [...] Die Ergebnisse qualitativer Arbeiten werden als Produkte verschiedener Entscheidungs- und Konstruktionsleistungen innerhalb des Forschungsprozesses aufgefasst und bewertet.« Steinke 2013, 322. Zur Kritik am Konzept der Objektivität: »Sandra Harding (1991) hat mit ihrem Konzept der Strong Objectivity argumentiert, dass erst eine solche Selbstpositionierung von ForscherInnen es ermögliche, Forschungstexte auf einer informierten Grundlage zu beurteilen (S. 152–153). Die Stigmatisierung einer solchen Haltung von Seiten traditioneller Wissenschaftsdiskurse als unwissenschaftlich verschleierte den historisch und soziologisch kontextuellen Charakter allen Wissens. Auf eine ähnliche Art argumentiert Donna Haraway (1991). Für sie stellt Objektivität weniger ein epistemologisches, als vielmehr ein ethisches und politisches Problem dar.« Klesse 2007, 40–41.

50 So brachte ich als eigenes Vorwissen von Beginn an machtanalytische Konzepte wie Heteronormativität und poststrukturalistische Epistem- und Diskurstheorie in das Projekt ein. Zu den Voraussetzungen für eine ethische Forschung vgl. Levy und Johnson 2012, 136–139.